

Die Sprache der Tübinger Studenten

Vom Einfluß der Universität auf das schwäbische Sprachleben

Von Ulrich Engel

Tübingen ist nicht nur Geistesmetropole, sondern auch ein sprachbildendes Zentrum ersten Ranges. Denn Sprache und Geist sind nie zu trennen, sie stehen in ständiger und intensiver Wechselwirkung. Geistige Sonderstellung bedingt auch eine eigentümliche Sprechweise, und sprachliche Veränderungen bewirken ihrerseits geistigen Wandel.

Überdies ist Tübingen mit seinen besonderen Sprachverhältnissen ein einzigartiger Modellfall für das ganze Land. Auf engstem Raum stehen sich hier eine noch ziemlich unverfälschte Mundart und die deutsche Hochsprache gegenüber. Zwar sind die unmittelbaren sprachlichen Beziehungen zwischen Gogerei und Universität nicht beträchtlich; der soziale Abstand sowie die Abgeschlossenheit der Altstadtbevölkerung verhindern eine nennenswerte Einflussnahme. Hier fungiert indessen das Tübinger Bürgertum, der Mittelstand, Handwerker, Geschäftsleute, Beamte, als Zwischenglied. Diese Bevölkerungsgruppe, zum Teil noch tief im Umkreis der Spitalkirche verwurzelt, dabei sozial und geistig aufgeschlossen und emporstrebend, bildet die notwendige Brücke zwischen Wilhelmstraße und Ammergasse. Sie verkörpert, weniger laut als die Studentenschaft, dafür beständiger, das konstitutive Element im Sprachleben der Stadt wie anderswo.

Bewegende, treibende, neuernde Kraft sind freilich in erster Linie die Studenten. Wesentliche Aufschlüsse über das sprachliche Werden in Tübingen, ja überall, wo schwäbisch gesprochen wird, dürfen wir daher von einer Betrachtung der *Studentensprache* erwarten. Wir denken bei dieser Bezeichnung nicht an den liebenswürdigen Kuriositätenkram einer ephemeren Sondersprache; „Studentensprache“ meint einfach die Sprache, die von den Tübinger Studenten schwäbischer Herkunft gebraucht wird. Welches sind nun ihre Eigenarten? Wie kommt sie zustande? Wo und wie wirkt sie weiter?

Die Beantwortung dieser Fragen hat im Rahmen einer Betrachtung des Gesamtschwäbischen zu erfolgen – der schwäbischen Sprache, innerhalb derer wir die Tübinger Studentensprache sowohl als Bestandteil wie als Motor wiederfinden.

Die Mundart, so sagt man, löse sich auf, werde verwässert, siehe langsam dahin Das ist nicht wahr. Die ursprüngliche Mundart bildet die notwendige und unveränderliche Voraussetzung aller schwäbischen Sprachformen. Würde sie heute nirgends mehr gesprochen, so müßte und könnte man sie mühelos in ihren Grundzügen erschließen. Zwar geht die Zahl der Mundartsprecher

immer mehr zurück; einmal wird die Mundart mit ihren Trägern ausgestorben sein. Aber selbst dann wird sie als theoretische und funktionale Grundlage aller späteren schwäbischen Sprechweisen fortbestehen.

Aber die jüngeren Bauern, die Kriegsteilnehmer, die „Pendl“ – so wird man einwerfen – reden doch ganz anders als ihre Väter und Großväter: rascher, verständlicher, gepfleger. Liegt hier nicht ein typischer Auflösungsprozeß vor?

In Wahrheit hat sich etwas ganz Neues gebildet, eine neue Ausdrucks-, Denk- und Lebensweise tritt neben die alte. Der junge Bauer mag den Ausdruck „erstaunt“ gebrauchen, der alte sagt dafür: „Der guckt wia a gschöner Bock“. Er hängt noch am Konkreten, am farbigen Vergleich. Sagt der Junge, sein Fahrrad sei „neuwertig“, der Traktor „fahrbereit“, so unser Altenteiler: „s isch so guat wia nui“, im zweiten Fall etwa: „Brauchsch bloß naufhocka ond ka’sch glei’ abfahra“. Ihm fehlt die Fähigkeit, mehrere Vorstellungen unter einen Begriff zu bringen, synthetisch zu denken, zu abstrahieren, logisch zu verknüpfen. All diese Eigenschaften besitzt der Junge. Er hat sie allerdings von anderen übernommen: in seiner Rede- und Denkweise – und ebenso in anderen Lebensgewohnheiten, wie der Kleidung oder der Freizeitgestaltung – lehnt er sich immer enger an die städtische Mittelschicht an. Aus solcher Unselbstständigkeit erwächst der intermediäre Charakter dieser Sprachform. Wir wollen sie *Stadtmandart* nennen, weil sie in Arbeiter- und Handwerkerkreisen der Provinzstädte ihre typische Ausprägung findet. Ihre – oft unbewußte – Orientierung an höheren Schichten verspricht ihr keine lange Lebensdauer. Dennoch verbindet sie vieles mit der alten Grundmundart: eine gewisse gedankliche Trägheit, gefühlsmäßiger, aber sehr starker Traditionalismus, außerdem die fast übereinstimmende äußere Form der Sprache: „Do hau-n-e da Reama gnomma ond mei’m Ho’d pfiffa, ond na’ be-n-e em noch“ (da hab ich den Riemen genommen und meinem Hund gepfiffen, und dann bin ich ihm nachgegangen) heißt es bei Jungen wie bei Alten, bei Bauern wie bei vielen eingeborenen Handwerkern der kleineren Städte.

Das gebildete und begütigte Bürgertum der Städte redet ganz anders. Jetzt heißt es nicht mehr Ha’d, kra’k, broat, raot, sondern Hand, krank, broit oder brait (breit), rot usw. Der wesentliche Unterschied freilich wird erst in zusammenhängender Rede deutlich, zumal in Erzählungen. Reih der Bauer einfach Satz an Satz, vermag er allenfalls zeitlich zu verbinden („In Gaißhardt ist ein

Mann gewesen, der hat immer Grenzsteine versetzt. Dann hat er müssen umgehen.“), so sucht der gebildete Städter seine Aussagen zu ordnen, logisch zu verknüpfen („Weil er Grenzsteine versetzt hatte, mußte er umgehen“). Hier liegt offenbar eine ganz andersartige, ungemein wichtige Sprachform vor. Sucht man nach einem Namen, so sei auf das „Honoratioren schwäbische“ nunmehr endgültig verzichtet, weil damit doch jeder verbindet, was er will. Auch der Modebegriff „Pfarrersfrauenschwäbisch“ ist nicht klarer, außerdem respektlos. Dagegen bietet sich die treffende Bezeichnung „Umgangssprache“, in der Wissenschaft seit Jahrzehnten heimisch, von selber an.

Bei näherem Zusehen können wir innerhalb der Umgangssprache weitere Unterschiede feststellen. Der Satz „Ich bin krank gewesen“ heißt bei einem Teil der Sprecher: I ben krank gwä, beim anderen: I bin krank gwäss. Weitere Beispiele wären etwa: mei' Bruader woiß des guat – und: mei' Bruder waiß des gut; ebenso: mir hen Honger g'het – und: mir haba Hunger g'habt. Die erste, mundartnähtere Form sei „provinzielle Umgangssprache“ genannt. Zwar kennt sie nicht mehr, wie noch die Mundart, Sprachunterschiede von Ort zu Ort; doch finden sich in ihr noch Eigentümlichkeiten, die größere Landstriche umfassen und diese von den benachbarten abtrennen, so daß man etwa von einer zentral schwäbischen Umgangssprache um Reutlingen-Tübingen, von einer Stuttgarter Umgangssprache, von einer nordost schwäbischen Umgangssprache um Aalen-Gmünd-Heidenheim sprechen könnte. Wir haben hier die in den meisten Provinzstädten vorherrschende Sprachform. – Die zweite, schon ziemlich schriftnahe Form nennen wir die „württembergische Umgangssprache“, denn sie weist im ganzen alten Land Württemberg – einschließlich der fränkischen Gebiete – keine wesentlichen Unterschiede mehr auf. In den Provinzstädten wird sie erst von kleineren Bevölkerungsgruppen gesprochen, spielt aber in Stuttgart bereits eine herrschende Rolle.

Die Umgangssprache in den beiden skizzierten Ausprägungen ist nun auch die Sprache der Tübinger Studenten, soweit sie Schwaben sind. Das leuchtet unmittelbar ein, sobald wir uns auf die Ursachen besinnen, die zur Ausbildung der Umgangssprache geführt haben. Da ist in erster Linie der Einfluß der Schriftsprache zu nennen samt ihrer gesprochenen Form, der deutschen Einheitsrede (wie wir sie beim Rundfunk sprecher finden), beide zusammengefaßt unter dem Begriff der deutschen Einheitssprache. Von der reich gegliederten Mundart führt eine gerade Linie über Stadtmundart, provinzielle und württembergische Umgangssprache zur völlig ausgeglichenen Einheitssprache. An Orten mit starkem Einfluß der Einheitssprache (etwa durch zahlreiche Nicht-schwaben, kulturelle Veranstaltungen, besonders großen Anteil geistiger Berufe, wie in Stuttgart) überwiegen naturgemäß die höheren Schichten, die Mundart ist hier vielfach schon verschwunden. Andererseits ist in den Dörfern die Umgangssprache meist erst in Ansätzen

vorhanden. Da nun das akademische Studium die Einheitssprache (in schriftlicher wie in mündlicher Form) besonders nachhaltig zur Geltung bringt, werden die Studenten zu Bahnbrechern der im ganzen Land angebahnten Entwicklung.

Der Weg von der Mundart zur Umgangssprache bedeutet aber nicht nur regionalen Ausgleich, sondern oft auch geistiges Höhersteigen. Die Einheitssprache tritt uns nämlich häufig – zumal an der Universität – als Hochsprache entgegen. Man muß sich hüten, diese beiden Begriffe zu vermischen. Die politische Notiz einer Nachrichtenagentur ist immer in der Einheitssprache, höchst selten einmal in der Hochsprache wiedergegeben. Diese ist eine wohlkonstruierte, völlig vom Geist beherrschte Kunstsprache – im wesentlichen die Sprache der Wissenschaft. Den entscheidenden Schritt zur Hochsprache hin hat die württembergische Umgangssprache schon teilweise vollzogen: sie verfügt über das Begriffssystem der Hochsprache, sie verwendet mit Vorliebe logische Konjunktionen (obwohl, denn, während), sie hat sich auch die Flexionsformen der Hochsprache weitgehend angeeignet; wissenschaftliche Gespräche kann man ohne Schwierigkeit in der württembergischen Umgangssprache führen. Natürlich kann diese Sprachform auch bloß äußeres Gewand für eine sehr primitive Denkweise sein; aber dieselbe Möglichkeit besteht ja auch bei der Einheitssprache. – Die enge Anlehnung an die Einheitssprache macht es allerdings wahrscheinlich, daß die württembergische Umgangssprache über kurz oder lang in jener aufgehen wird; ihr Schicksal dürfte daher mit dem der Stadtmundart übereinstimmen.

Anders die provinzielle Umgangssprache. Hier halten sich Neuerungsbereitschaft und Traditionsbewußtsein die Waage: diese Sprache ist nicht mehr „breit“, aber noch betont schwäbisch. Logische Satzverknüpfungen umgeht sie nach Möglichkeit; gegenüber der nächsthöheren Schicht hält sie an der einen schwäbischen Vergangenheitsform beharrsam fest (mir sen komma für hochsprachliches: wir sind gekommen, wir kamen, wir waren gekommen); nur im Bedarfssfall hat man noch ein umschriebenes Plusquamperfekt (wo se komma gwäss isch – als sie gekommen war). So macht die provinzielle Umgangssprache insgesamt einen recht konservativen Eindruck. Mehr noch: Ihre Besonderheit, ihre Mittelstellung zeigt sich in deutlicher Abgrenzung nach oben wie nach unten. Sie ist nicht nur Mischform aus Mundart einerseits, Einheits- und Hochsprache andererseits, vielmehr eine selbständige, eigenwertige Sprache. Das kommt in einigen Formen zum Ausdruck, die nicht nur der Mundart fremd, sondern auch ausgesprochen „schriftwidrig“ sind und sich dennoch in der provinziellen Umgangssprache immer mehr ausbreiten. Dazu gehört z. B. das eigentümliche secht (sagt), das aus den fränkischen Landesteilen einströmt; die schwäbische Mundart kennt dafür „sait“ (das mundartliche „secht“ im Aalener Raum ist kein Gegenbeweis, da dort Sonderbedingungen herrschen). Dazu gehört ferner die Verdrängung des

Akkusativs durch den Nominativ in bestimmten Fällen, eine Neuerung oberrheinischer Herkunft: „I han en schener Garta“ (ich habe einen schönen Garten), „hosch du dr Chef g'säha“ (hast du den Chef gesehen) und ähnliche Äußerungen kann man in jeder Tübinger Bäckerei vernehmen, selten allerdings noch bei Studenten.

Die Möglichkeiten der provinziellen Umgangssprache sind damit begrenzt, geistigen Gesprächen kann sie im allgemeinen nicht genügen. Aber ihre unmittelbare Frische, ihre Einfachheit und Natürlichkeit prädestinieren sie zur Sprache des Alltags, der zwanglosen Unterhaltung. Deshalb und weil sie dem Heimatgefühl der Schwaben in zureichendem Maße entgegenkommt, scheint in ihr die Zukunft des Schwäbischen zu liegen. Eine weitergehende Läuterung und Angleichung an die Einheitssprache wird sich freilich mit der Zeit einstellen.

Die sprachsoziologische Bedeutung der Tübinger Studenten, die zu einem guten Teil Träger der provinziellen Umgangssprache sind, liegt auf der Hand. Später werden sie als „Standespersonen“ (Beamte, Geistliche, Ärzte, Ingenieure usw.) im Blickpunkt der Öffentlichkeit stehen und als angesehene Vorbilder die in Tübingen schon vollzogene Entwicklung in breiten Kreisen weiterführen; ihre Sprechweise wird die maßgebende sein. Denn „richtig“ ist heute für die sprachlich passive Masse nicht mehr, was Vater und Großvater sagten; „richtig“ sprechen heißt allenthalben: gepflegt, vornehm, „besser“, eben wie das – immer noch meist akademisch gebildete – Vorbild sprechen. „Du sollst schön sprechen!“ sagt die Mutter zu ihrem Jungen, und das heißt: „Du sollst wie der Onkel Doktor sprechen“. Der Onkel Doktor als pars pro toto; es kann natürlich auch der Herr Lehrer sein.

Heumännlein

Heumännlein stehn im Abendblau
in langen, langen Reihen,
die Häupter tief, die Mäntel grau,
in Prozession zu dreien.

Sie ziehen um des Hügels Schwung,
durch Tal und Wiesenweite,
sie ziehen durch die Dämmerung,
ein geisterhaft Geleite.

Aus eines Weiher Einsamkeit
hebt sich zu späten Flügen
ein Mövenpaar und kreist und schreit
über den dunkeln Zügen.

Und leer und öde wird der Ort,
wo stumm die Männlein schritten.
Sie nahmen alle Blumen fort,
Salbei und Margeriten.

Maria Müller-Gögler